

## Vom neuen Online-Menschen

### Referat zur Landakademie-Mitgliederversammlung 2014

Sie haben es vielleicht vor drei Wochen in der Zeitung gelesen. Das Sinus-Institut hatte gerade seine Untersuchung veröffentlicht: demnach sind 98%, also praktisch alle 14- bis 24-jährigen in unserem Land online, viele von ihnen sind es ständig, sind ununterbrochen im Internet. Also in jenem Medium, in dem man findet, was man schon immer wissen wollte, und vieles, das wir besser nie zu Gesicht bekommen hätten. Es kann uns reicher und ärmer machen, klüger und dümmer, es kann Partnerschaften stiften, und es kann durch Phishing oder Mobbing anderen Menschen erheblichen Schaden zufügen, „und es kann unsere Identität aufsaugen, bis wir sie verlieren... Es kann helfen, desillusionierte Menschen zu radikalisieren... Man kann dort lernen, Bomben zu bauen, kann sich die tödlichen Zutaten besorgen, falsche Pässe und Flugtickets kaufen und eine letzte Botschaft hinterlassen“ (Richard Horne). Zugleich lassen wir uns von ihm bespitzeln und kontrollieren, landen unauslöschlich in einem unvorstellbar großen Datenpool, der uns ggf. erpressbar macht – jeden einzelnen und ganze Staaten auch.

Und das kann eigentlich jeder wissen, welchen Nutzen und welchen Schaden wir von alledem haben. Aber irgendwie führt es nicht zu einem wirklichen Aufschrei oder gar Aufstand. Vielleicht ist da schon Resignation am Werk, Einsicht in unsere Ohnmacht und Verlorenheit. Oder die Süchtigkeit ist bereits größer als unsere Selbstachtung.

Oder aber Andrew Keen hat recht: „Millionen Blogs haben unseren Sinn für wahr und falsch, für echt und eingebildet, untergraben.“ Das hieße, die Masse der Online-Nutzer hätte gar keine Kriterien mehr zur Verfügung, um Chancen und Gefahren einzuschätzen. Man hätte es demnach überhaupt verlernt, sich ein Urteil zu bilden.

Das neue Netzwerkwissen ist in der Tat fundamental anders als bisheriges. Alle, die bislang etwas zu sagen hatten – z.B. Ärzte, Professoren, Lehrer, also wissenschaftlich Gebildete – , sind sozusagen einem Erosionsprozeß ausgesetzt; ihr Alleinvertretungsanspruch, sich qualifiziert zu Sachverhalten zu äußern, ist dahin. „In der Wikipedia-Welt bestimmen jene die Wahrheit, die am stärksten besessen sind“ (Jaron Lavier). Das gilt auch für die journalistische und die Kommentatoren-Kompetenz, da nun jede noch so belanglose Splittergruppe zum einflussreichen Meinungs- und Massenfaktor werden kann. Vor allem politische und ökologische Debatten im Internet sind eigentlich unerträglich polarisiert und radikalisiert. Aus dem an sich basisdemokratischen Mitwirkungsraum bei der Meinungsbildung wird mehr und mehr ein Alptraum.

Die meisten Chancen und die Risiken und Nebenwirkungen des Internets und der damit zusammenhängenden Spielsachen wurden in den herkömmlichen Medien, also Zeitungen, Funk und Fernsehen diskutiert. Ich will das nicht alles wiederholen. Mich interessiert, was es aus dem Menschen macht, wie der neue Online-Mensch schon ist oder sein wird. Dazu will ich jeweils einleitend ein paar Geschichten erzählen: aus der Wissenschaft und aus dem Alltagsleben.

## 1. Geschichte

Mitte der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts startete das Milgram-Experiment. Der amerikanische Psychologe Stanley Milgram gab Studenten und Bekannten Briefe mit einem Namen, aber unbekannter Adresse. Er bat darum, die Briefe an Bekannte weiterzuleiten, die vielleicht Bekannte hätten, die wüssten, wie der unbekannte Adressat zu erreichen ist. Das Ergebnis war verblüffend. Nach fünf bis sechs Zwischenstationen erreichten die Briefe ihre Empfänger. Da man das fast nicht glauben konnte, gab es neue Versuchsanläufe. Am Ende konnte man sagen: offenbar ist es tatsächlich so, dass zwei völlig willkürlich bestimmte Menschen über ein Netzwerk aus höchstens fünf bis sechs jeweils miteinander bekannten Menschen verbunden sind.

Wir sind also stärker vernetzt, oder vielleicht besser: vernetzbar, als uns gemeinhin bewusst ist. Und per Mausclick kann man heutzutage diesen Prozeß noch abkürzen. Z.B. durch Facebook entsteht rasch ein weitgespanntes, weltweit gespanntes Geflecht von Freundschaften, von meist freilich eher lockeren Beziehungen.

Die Erkenntnis, dass wir prinzipiell über relativ wenige Stationen hinweg miteinander vernetzbar sind, traf uns in einer Zeit, als unsere Welt noch viel kompakter, geschlossener war: unsere Sozialkontaktstruktur war bestimmt von Familie, Freundeskreis, Stadtteil, Dorf.

Der Neurowissenschaftler Ernst Pöppel berichtete kürzlich über eine junge Frau, „im Facebook verloren unter 500 Freunden“. Eines von zahllosen Beispielen (sicher ein extremes) dafür, dass unsere herkömmliche soziale Welt längst bei vielen ersetzt ist durch ein Netzwerk aus vielen lockeren, schwachen Beziehungen.

Die fachwissenschaftliche Frage, die sich stellt: Können viele schwache Beziehungen das leisten, was früher wenige, intensive Freundschaften geleistet haben? Können viele lockere Beziehungen wenige intensive ersetzen? Sozusagen additiv? Dazu muß man sich darüber klar werden, was Freundschaften sind und was sie „leisten“.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen erging. Aber ich habe als Kind darunter gelitten, wenn eine Freundschaft zerbrach – oder wenn eine sehr gewünschte Freundschaft nicht zustande kam. Und ich habe derlei auch bei meinen Kindern und Kindeskindern beobachtet.

Und nun muß ich zwei Fremdworte einführen, deren Verstehen das Ausmaß der Veränderungen ahnen lässt: NEUROPLASTIZITÄT und KOEVOLUTION.

Um zu veranschaulichen, was gemeint ist, zitiere ich Beatrice Wagner von der Münchener Uni: „Wahre Freundschaften setzen die gegenseitige innere Bereitschaft voraus, sich einem anderen anzuvertrauen und sich das Vertrauen des anderen zu erwerben. Davor ist eine Phase des Kennenlernens und behutsamen Annäherns nötig. Auf die Dauer aber stellt sich sogar eine wechselseitige Neuroplastizität ein. Die Gehirne von Freunden passen sich in ihrer Informationsverarbeitung aneinander an, sie finden anstrengungslose Formen der Kommunikation miteinander... Das Gehirn ändert sich immer, wenn wir etwas mit hoher emotionaler Intensität tun. Wenn dies wechselseitig ist, passen sich neuronale Prozesse aneinander an.“

Man versteht sich, meint die Wissenschaftlerin, man lernt, sich zu verstehen. Ein unaufgebar wichtiger Prozeß, ein entscheidender Schritt zu unserer sozialen Menschwerdung.

Andere Forscher nennen den Prozeß Koevolution: ich entwickle und entfalte meine Persönlichkeit immer am anderen und mit dem anderen. Freunde und überhaupt uns nahe Menschen „schwingen sich ein“ aufeinander, manchmal soweit, bis der eine eigentlich bereits weiß, was der andere sagen wird, bevor er es gesagt hat. Diese wichtige Einübung in soziale Intuition funktioniert aber nur direkt von Mensch zu Mensch.

All dies entfällt bei Hunderttausenden junger Menschen. All dies können Internetfreundschaften nicht leisten – sollen es vielleicht auch in Wirklichkeit gar nicht, wie entsprechende Analysen andeuten: Meine Internetpersönlichkeit ist oft eine erfundene, verschleiert meinen Internetfreunden meine wirkliche Identität. Ist also unehrlich. Und: Microsoft hat eine Analyse-Abteilung, Microsoft Research, und dort wurde ermittelt, dass es sich bei vielen Interfreunden um Funktionsfreunde handelt, dass ein Nützlichkeitsaspekt zu erkennen ist; viele vernetzen sich mit anderen im Grunde nur, weil sie bestimmte Fotos, Videos oder andere Dateien von ihnen herunterladen möchten – oder Schlimmeres im Schilde führen.

Außerdem kann man soziale Netzwerke auch sterben lassen; z.B. Myspace ist faktisch untergegangen, weil die Nutzer offenbar gern bereit waren, sich von ihren Erinnerungen und Kontakten zu trennen, wenn andere Netzwerke interessantere Offerten anboten.

## 2. Geschichte

Eine Kollegin, Professorin für Informatik, erzählt ein Schlüsselerlebnis. Eigentlich eine einfache Geschichte, über die andere vielleicht hinweggegangen wären; aber bei ihr, die sie mit dem Computer umzugehen pflegte, hat sie etwas ausgelöst.

Sie erzählt, wie sie mit ihrer vierzehnjährigen Tochter in einem naturkundlichen Museum bei einer Darwin-Ausstellung war. Da waren viele Schaubilder und Computeranimationen, auch ein Replikat des Darwinschen Notizbuches mit seinen ersten Reflexionen über die Evolution. Am Eingang liegt etwas Echtes, eine lebende Galapagosschildkröte, eine von der Art, die bei Darwins Beobachtungen eine große Rolle spielte. Die Schildkröte lag, wie sie es gern tut, bewegungslos da. Die Tochter der Kollegin sagt: „Da hätten sie besser einen Roboter nehmen sollen“. Ein anderes Mädchen, etwa zehn Jahre alt, unterstützt die Tochter: „Wie schmutzig das Wasser aussieht! Eklig! Für das, was die Schildkröte tut, braucht man keine richtige.“ Die Professorin fragte: „Müßte man das nicht den Leuten sagen, wenn man statt einer richtigen Schildkröte einen Roboter oder so was dahin gelegt hätte?“ „Nö, eigentlich nicht“, meinten die Kinder.

Und der gelehrten Mutter wurde schlagartig bewusst, dass für diese Kinder Lebendigkeit und Realität keine Werte an sich mehr sind, dass die Simulierung der Wirklichkeit vorgezogen werden kann.

Fortan hat sie diesen Trend beobachtet und vor allem im Internet die Tendenz ausgemacht, die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Fiktion zu verwischen. Extreme Beispiele sind Programme wie Second Life (und es gibt weltweit zahlreiche ähnliche), wo ich mich in meinem Avatar verkörpern kann und ein zweites Leben leben kann; auch ein drittes, viertes usw. Und es zeigt sich, dass es schon viele Menschen gibt, die sich lieber in den Ersatzwelten bewegen als in der wirklichen. Eine aktuelle Form der Weltflucht, vielleicht auch einer der Gründe für die neue praktische Lebensuntüchtigkeit, wie sie die jüngste Pisa-Studie einem relativ großen Teil unserer Kinder nachweist.

### 3. Geschichte

Sie ist in die Wissenschaftsliteratur eingegangen. Sie spielt in einem Kaufhaus des amerikanischen Target-Konzerns in Minneapolis. Sie beginnt damit, dass ein sichtlich erregter Vater die Filiale betritt und den Kaufhausmanager sprechen will. Das Kaufhaus hatte seiner sechzehnjährigen Tochter Coupons für Schwangerschaftsartikel und Babysachen und Broschüren mit lachenden Babys geschickt. "My daughter got this in the mail!" schrie der Vater. "She's still in high school, and you're sending her coupons for baby clothes and cribs?"

Der Manager schaute in seinen Computer und sah, daß wirklich diese Coupons an das Mädchen verschickt worden waren, und entschuldigte sich. Ein paar Tage später erschien der Vater wieder – und dieses Mal entschuldigte er sich für seinen zornigen Auftritt. Seine Tochter hatte von einem Labor gerade mitgeteilt bekommen, dass sie schwanger sei. In den USA heißt es in Fachkreisen seitdem: „Target knows before it shows“.

Wie kann das sein? Nun, es ist ein typischer Fall von Big Data. Die Auswertung von Millionen von Daten lässt – wenn man ein bestimmtes Erkenntnisinteresse hat – Muster erkennen, die kein Mensch erkennen könnte; lässt z.B. auch Unregelmäßigkeiten erkennen, die keinem Menschen hätten auffallen können.

Von nahezu jedem von uns werden unentwegt irgendwelche Daten gesammelt und gespeichert, oft scheinbar ganz unbedeutende. In der Masse werden sie bedeutend. Wir sind eigentlich ständig irgendwie und irgendwo online, ohne es zu wissen.

Das Einkaufsverhalten und die Einkaufsinteressen des amerikanischen Mädchens hatten sich verändert, zunächst noch ganz unbewusst, aber bereits registriert durch Kameras und an der Kasse; dann äußerten sich bei dem Mädchen offenbar Befürchtungen und Ängste, eventuell schwanger zu sein – auch das wirkte sich aus auf die Art, wie sie sich im Kaufhaus bewegte. Die Daten aus den Kameras gingen an einen großen Computer, und der veranlasste automatisch den Versand von Gutscheinen für Schwangerschaftskleidung usw.

Rick Smolan, ein amerikanischer Internetfachmann, meint: „Data-Mining ist die neue Schwerindustrie. Es wird unser Zeitalter prägen, wie Kohle das 19. und Öl das 20. Jahrhundert geprägt haben.“

Alle zwei Jahre verdoppelt sich weltweit die Datenmenge. Bei uns läuft offiziell die Diskussion unter dem Stichwort Datenvorratsspeicherung. Daß manches auch inoffiziell in Richtung Big Data laufen dürfte, kann man ahnen, seit man dank Snowden von der Zusammenarbeit bundesdeutscher Behörden mit den amerikanischen und englischen Big Data-Sammlern weiß.

Ich komme zum Schluß. Der Online-Mensch – was ist das für einer? Ich möchte mich im Eventualis ausdrücken, weil ja manche der Eingeweihten insgeheim oder offen hoffen, dass das ganze Internet vielleicht doch eines Tages kollabiert.

Der Online-Mensch könnte berechenbar sein; nicht nur einfach überwacht und kontrolliert, sondern auch sein künftiges Verhalten könnte vorhersehbar werden.

Der Online-Mensch könnte völlig einer Kultur der Unechtheit anheim fallen, könnte traumtänzerisch die Fiktion eher suchen als das wirkliche Leben.

Der Online-Mensch könnte in der Menge virtueller Beziehungen verlernen, reale Beziehungen zu knüpfen und sich dabei selbst weiterzuentwickeln.

Im Herbst möchte ich eine Veranstaltung anbieten mit dem Titel: „Was uns blühen kann – Ein Seminar für Masochisten“.